



Dresdner Reden 2016

21. Februar 2016

Peter Richter

Als Dresdner reden –

Warum mich diese Herkunft nicht fortlässt.

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.

Sächsische Zeitung

Was uns verbindet.

Die Dresdner Reden 2016

Auch in diesem Jahr setzen wir die traditionsreiche Reihe der Dresdner Reden fort, die in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung seit mehr als zwei Jahrzehnten am Staatsschauspiel stattfindet. Jedes Frühjahr laden wir Persönlichkeiten aus Kunst, Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft ein, auf der Bühne des Schauspielhauses eine Rede zur Zeit zu halten.

14. Februar → Naika Foroutan

Sozialwissenschaftlerin

Postmigrantische Gesellschaften. Was es für Deutschland bedeutet, ein Einwanderungsland zu sein

21. Februar → Peter Richter

Journalist und Autor

Als Dresdner reden – Warum mich diese Herkunft nicht fortlässt.

28. Februar → Giovanni di Lorenzo

Journalist, Autor, Chefredakteur „Die Zeit“

Alles Lüge? Warum Deutschlands Medien so stark – und manchmal doch so angreifbar sind

6. März → Joachim Klement

Designierter Intendant des Staatsschauspiels Dresden

Theater heute. Über gesellschaftliche Spielräume

Der gebürtige Dresdner **Peter Richter** lebt als Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in New York. Sein autobiografischer Roman „89/90“ war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert.

1. German from Dresden in Saxony.

Was tut ein Kulturkorrespondent in New York?

Er ist unterwegs, liest, spricht mit Leuten, sammelt ein. Und dann sitzt er am Schreibtisch und tippt.

Wenn ich bei der Arbeit die Augen mal vom Bildschirm nehme, schaue ich auf die Backyards von Brooklyn, die typischen guillotinenartigen Schiebefenster, einen typischen New Yorker Wasserspeicher und meistens auch einen typischen New Yorker Himmel: von einem Blau, als hätte jemand Badezusatz reingekippt ...

Und manchmal fällt mein Blick aber auch auf eine schwarzweiße Fotografie. Ein Junge mit Mütze, ein Mann neben ihm. Sie spazieren über die Brühlschen Terrassen; im Hintergrund liegt die Ruine der Frauenkirche im Nebel. Das Foto ist eine Einladungskarte für die Ausstellung zum 80. Geburtstag der Fotografin Evelyn Richter vor sechs Jahren hier im Leonhardi-Museum in Dresden. Wir sind übrigens nicht verwandt. Ich bin leider mit vielen Künstlern nicht verwandt, die ebenfalls Richter heißen. Diese Einladungskarte hatte sich irgendwann in meinem Büro eingenistet, und jetzt hängt sie schon seit ein paar Jahren bei mir in Brooklyn. Es hängt dort alles Mögliche, das sich so ansammelt bei Korrespondenten.

Zum Beispiel der erste selbstgeschossene Bösewicht aus einer Shooting Range in Colorado. Die Amerikaner schießen lieber auf sogenannte Target Posters mit bedrohlichen Figuren darauf als auf langweilige Zielscheiben. Bisschen makaber vielleicht. Aber es soll niemand sagen, dass ich kulturell nicht anpassungsfähig wäre an mein Gastland. Außerdem habe ich Kunstgeschichte studiert und interessiere mich schon von daher für den Umgang mit Bildern, auch und gerade, wenn er Schusswaffen beinhaltet.

Das Foto von Evelyn Richter ist da auf den ersten Blick friedvoller. Auf den zweiten Blick erzählt es einen ganzen Krieg. Das sehe aber auch ich erst, wenn ich mich zu einem zweiten Blick zwingen, der die Erzählungen von anderen über den Opfermythos dieser Stadt berücksichtigt. Sie haben es erst vor einer Woche wieder erlebt, das schwierige Gedenken an die Bombennacht von Dresden.

Dieser Opfermythos, vor allem der Vorwurf, dass er ein Aufrechnenwollen der Toten beinhaltet, gehört zum Beispiel zu den Dingen, die mir erst im Weggehen offenbart wurden. Für diejenigen, die irgendwann angefangen haben, das ideologisch zu bewirtschaften, bin ich als Dresdner insofern, fürchte ich, ein Totalausfall: Keinerlei Groll auf die angloamerikanischen Imperialisten. Heute nicht, und damals schon mal gleich zweimal nicht, „Made in England“ war das, was unter den Matchbox-Autos aus dem Intershop im Waldparkhotel stand und später auf den Schallplatten, um die es ging. Jedes Kind wusste eigentlich: Das Alte Dresden hatten die Nazis auf dem Gewissen. Dem Kind war nur noch nicht klar, dass das zum Teil dieselben Leute waren, die es nachher am wehleidigsten darüber jammern gehört hat. Nazis waren damals in der Wahrnehmung des Kindes noch so fern und jenseits der gut bewachten Grenzen wie sonst nur noch die Engländer und die Amerikaner.

Auf den dritten Blick sehe ich in der Frauenkirche inzwischen einen deutschen Erinnerungsort, der mir für die Gegenwart fast noch zentraler erscheint als das Brandenburger Tor. Hier ist

Helmut Kohl im Dezember 1989 von einer fahnenschwenkenden Menge die umgehende Aufnahme in Staatsgebiet, Währung und Sozialsysteme der Bundesrepublik in Auftrag gegeben worden. Kohl hat einmal gesagt, dass ihm hier in Dresden deutlich geworden sei, was für ein Druck auf dem Kessel war damals: „Die Sache ist gelaufen“, war seine Erkenntnis. Und er hat ja auch, wie man so sagt: geliefert. Das war, glaube ich, die allerdirekteste Form politischer Willensübermittlung, die es jemals gab. Ob auch die allerdemokratischste, sei mal dahin gestellt. Aber sie hat hier offensichtlich gewisse Vorstellungen hinterlassen, wie so etwas zu laufen hat.

Ich war 16 und, schon weil alle so energisch dafür waren, rein aus Trotz dagegen. Ich fand die Erwartungswut der Leute befremdend – und auch den Umstand, dass sie die Deutschlandfahne so hochhalten mussten bei ihrer Forderung nach Zugehörigkeit. Dass genau das, die Betonung der verbindenden Nationalität, von vielen im Westen als etwas kulturell eher Trennendes wahrgenommen werden würde, ist die eine Pointe. Die andere besteht darin, dass ich ganz sicher zu denen gehöre, die davon am Ende mehr profitiert haben als viele von denen, die heute mit ihren Fahnen wiederum ihrer Verbitterung über die Bundesrepublik Luft machen. Dass ich jetzt in New York auf dieses Bild blicke, hat also sicherlich auch etwas mit jener Kirche da zu tun. Aber das ist nicht der Grund, warum es da hängt.

Sondern? Keine Ahnung.

Vielleicht weil ich beim Betrachten das Gefühl habe, das da könnte ich gewesen sein, der Junge mit Bommelmütze, mit meinem Vater auf der Brühlischen Terrasse an einem nassen Winter-sonntag, Museumswetter, unterwegs von der Gemäldegalerie mit den Alten Meistern zu der mit den Neuen, so als Zwei-Mann-Miniaturversion der „Prozession im Nebel“ von Ernst Ferdinand Oehme aus dem Saal mit den Romantikern; damals befand der sich im Albertinum erster Stock hinten links.

Das klingt vermutlich furchtbar streberhaft: Ein Kind, das freiwillig ins Museum rennt. Aber das Museum war für ein Kind in Dresden ja immer nur die Schlechtwettervariante der Abenteuer Spielplätze draußen. Man sah da in den Galerien die gleichen Landschaften und die gleichen Gebäude und vor allem die gleichen Ruinen wie in der Stadt und ihrer Umgebung. Es war ja alles noch voller Trümmer, und manche hatte auch gar nicht der Krieg so hinterlassen, sondern Jahre später erst die Misswirtschaft. „Ruinen schaffen ohne Waffen“, nannten das bekümmert die Alten. Und wir Kinder stiegen durch die Fenster. Der Unterschied zu den Weltkriegsruinen bestand vor allem darin, dass die als Mahnmale bezeichnet wurden und besser umzäunt waren. Wo sollte der Unterschied sein zu den Ruinen von Caspar David Friedrich in der Gemäldegalerie? Und wo wiederum der Unterschied zwischen all diesen gemalten und den gebauten Ruinen zu den Felsen der Sächsischen Schweiz: Ruinen der Natur. Frauenkirchtrümmer oder Barbarine: Beides letztlich ein Landschaftserlebnis.

Man hat als Kind noch keine Ahnung, was in den Büchern über Romantik und Ästhetik geschrieben steht. Aber was erhaben und was malerisch ist, was eine Dimension von Grauen und von Wonne hat, und dass sich die Kunst und das wirkliche Leben über Dresden gelegentlich küssen wie zwei Caspar-David-Friedrich'sche Parabelbögen: Das vermittelte sich hier auch spaziergangsweise ganz einfach so.



Später und vor allem, wenn man Kunstgeschichte studiert, wird einem dargelegt, wie konstruiert ein Bild wie Caspar David Friedrichs „Großes Gehege“ ist, geometrisch, theologisch, ideologisch. Aber wer es als Kind in Dresden zum ersten Mal im Museum sieht, hält es für den reinen Naturalismus, denn: So sind sie halt bei uns, die Sommerabende an der Elbe.

Es gibt wenige Texte über Dresden, in denen dieses Bild nicht vorkäme; vielleicht weil es die Auenwälder zeigt, nach denen der Ort von den Slawen benannt wurde.

Gerade eben hat erst Durs Grünbein in „Die Jahre im Zoo“ dem Bild ein ganzes Kapitel gewidmet. Ihm wird es zum Sinnbild des behütenden Elbtals mit seinem einlullenden Dialekt und am Ende für die DDR als solche: alles ein einziges großes Gehege, das den Menschen letztlich einsperrt. Ich erinnere mich, dass auch ich als Kind manchmal auf die Hangkante des Elbtals geblickt habe und mir nicht mehr sicher war, ob dahinter noch eine Welt kam, und wenn ja, wozu. Dabei wusste ich es ja: Ich wohnte schließlich da oben. Hinter Oberloschwitz kam Rochwitz, und dazwischen lag mein persönlicher Märchenwald über den Weinbergen, mit Bolzplatz, Schlucht, Hexenhaus und verrammeltem Schlösschen.

Das Problem mit Dresdner Kindheitserinnerungen ist, dass sie nie so ganz exklusiv sind. Man hat die Erlebnisse und Einsichten schon selbst, nur nicht unbedingt als Erster.

„Ich musste, was schön sei, nicht erst aus Büchern lernen. Nicht in der Schule, und nicht auf der Universität“, schreibt Erich Kästner in „Als ich ein kleiner Junge war“, „ich durfte die Schönheit einatmen wie Försterkinder die Waldluft“.

Ich durfte zusätzlich auch die Waldluft einatmen wie die Dresdner Innenstadtkinder die stehengebliebenen Reste von Schönheit.

Niemand kann etwas dafür, wo er geboren wird und aufwächst. Aber tauschen würde ich nicht einmal mit den Milliardärskindern von der Upper East Side in New York, die von chinesischen Gouvernanten durch den Central Park gekarrt werden, damit sie rechtzeitig die Sprache des Gegners lernen. Denen wird, zweifellos, mal die Wall Street gehören und alle Reichtümer dieser Welt bis auf einen – eine Kindheit im Dresden von damals.

Wer endlose Nachmittage lang Tom Sawyer und Huckleberry Finn spielen will, sollte besser nicht im „Land of the Free“ aufwachsen, wo zum Teil noch 12jährige rund um die Uhr beaufsichtigt werden müssen, sonst ist das ein Fall für die Polizei. Um 1980 herum, auf den Elbwiesen von Dresden, GDR, war das einfacher. Das große Gehege bot auch große Freiheiten. Kann sein, dass der Preis dafür in den sonderbaren Liedern bestand, die wir im Kindergarten singen mussten.

„Soldaten sind vorbeimarschiert. /ne ganze Kompanie.“

(Irgendwer krächte im Anschluss immer: „Dann kam Bundeskanzler Schmidt/und nahm sie alle mit.“ Eine Folge der Dauerbeduelung durch den Deutschlandfunk?)

Das Politische kam bisschen früh in diese Welt. Das Dissidentische allerdings auch. Ich erinnere mich an die Aufregung, als mir zum ersten Mal die Hippies und die Kirchentypen gezeigt wurden, die am 13. Februar, zum Jahrestag der Zerstörung der Stadt, still Blumen an den Frauenkirchtrümmern niederlegten, denn das war so erfrischend eindeutig nicht das offizielle Appellplatzgedenken. Ich erinnere, wie viel aufregender mir diese Langhaarigen vorkamen, als ich erfuhr, dass die da an der Frauenkirche gegen die Stationierung der sowjetischen ss20-Raketen bei uns protestierten, die natürlich bei uns nicht ss20 hießen. Die eigentlich gar nicht hießen. Die es angeblich gar nicht gab. Der 13. Februar in Dresden war mal so etwas wie der Bonner Hofgarten Anfang der Achtziger, nur dass es Mut kostete. Aber das konnte allenfalls ahnen, wer damals mit Bommelmütze auf dem Kopf, daran vorbeigekommen ist.

Ein Jammer, dass „Die Verteidigung der Kindheit“ als Titel schon von Martin Walser verbraten worden ist und dann auch noch für einen Roman, in dem ein schlimmes Muttersöhnchen noch die letzten Details zwischen Weißem Hirsch und Blauem Wunder heraufbeschwört, um in der Fremde, nämlich Berlin, seine Nostalgie darin zu baden.

Böser, wissender Walser: Letztlich ist das natürlich eine sehr genaue Parodie auf alle Dresden-Besinger der Wirklichkeit. Und die wachsen ja fortwährend nach, obwohl Dresden andauernd untergeht.

„Die Stadt Dresden gibt es nicht mehr“, heißt es bei Erich Kästner kategorisch. Der Dichter Heinz Czechowski konnte „die mehrmals geschleifte Stadt“ nicht mehr lieben lernen, als er 1998 noch mal als Stadtschreiber da war, „weil ich sie nicht mehr wiedererkannte und in ihr nicht mehr das Dresden wiederfand, das ich 1958 verlassen hatte.“

Czechowski war 23, als er nach Leipzig zog, aber es war Dresden, über das er auch aus der Ferne noch seine schönsten Zeilen schrieb.

„Der Weg/
steigt an verfallenden/
Mauern empor. /
Hinter verwilderten Gärten: /
Häuser, /
Jedes sein eignes /
Gedicht.“

Oder, mehr den Automobilisten ansprechend:

„Hangab/

Von der Wilsdruffer Seite,/

Die weiße Betonbahn/

Hinunter:/

Dem Flugbild der Stare entgegen.“

Kästner war 20 Jahre alt gewesen, als er seinerseits die Stadt zum Studium in Leipzig verließ.

Karl Mickel war sogar erst 18, als er nach Berlin ging. Wie alt war Volker Braun? Und Grünbein? Schulze? Schrieb Uwe Tellkamp den „Turm“ nicht in München?

Ist es also eine Voraussetzung für das Besingen von Dresden, beizeiten hier weggegangen zu sein? Und wie erledigt dann eigentlich jemand wie Thomas Rosenlöcher als Dagebliebener seine Arbeit?

Nicht, dass ich mir einen Platz in dieser Reihe anmaßen wollte. Es ist nur so, dass ich hier ja gewissermaßen aus amerikanischer Sicht auf Dresden schauen soll, amerikanische Standards verlangen aber, dass der Vortragende zunächst mal seine eigenen Beziehungen zum Thema klärt. Die Qualifikation, mit 19 Jahren hier weggezogen zu sein, erfülle ich immerhin auch, und wenn ich heute hierher zurückkomme, erkenne ich ebenfalls immer weniger wieder:

Wieso sieht die Prager Straße inzwischen aus wie Bochum?

Warum stehen die Häuser jetzt so prosaisch hinter den inzwischen planierten Gärten, so totsaniiert, wie chinesische Kopien ihrer selbst?

Wer hat die herb bukolischen Wiesen meines Schönfelder Hochland unter Fertighäusern mit Blechbalkons begraben?

Das führt zu der Frage, wer eigentlich ein Dresdner ist und als solcher seinen Mund zu hiesigen Themen öffnen darf. Es gibt die Leute, die hier gemeldet sind, Abgaben zahlen, Leistungen empfangen. Das sind Zugezogene oder Dagebliebene. Ich nehme wahr, dass die schon oft genug zwei ganz verschiedene Verständnisse von dieser Stadt repräsentieren.

Ich möchte aber behaupten, dass auch die Weggegangenen Dresdner bleiben, schon weil sie sich in der Fremde dauernd für die Stadt rechtfertigen müssen. Ich möchte sogar behaupten, dass die eigentliche Dresdner-Werdung mit dem Weggehen beginnt. Dass sich ein schärferes Bild der Heimat erst im Rückspiegel formt.

Diese bestürzende Erkenntnis, dass gar nicht alle Menschen Dresden für den Nabel der Welt halten oder wenigstens für die schönste aller Städte: Die muss man erst einmal verdaut kriegen, wenn man von hier aus in die Fremde tritt, also das Elbtal verlässt. Schon in Leipzig war da Verstörendes zu hören. Von den Ansichten in Berlin ganz zu schweigen. Wann habe ich zum ersten Mal gehört, dass ich ein Sachse sein soll? Es muss im Ferienlager gewesen sein, und es war eine Beleidigung. Denn das Kinderferienlager war bei Königswusterhausen, und die Dorfjungen dort, die uns als Sachsen beschimpften, waren Preußen, was natürlich ebenfalls ein Schimpfwort war. Das Land Preußen gab es genauso nicht mehr. Sachsen und Preußen, lernte man da im Ferienlager, waren die Kurzformen von Sachsenschwein und Preußenschwein, das hatte mit dem Fußball zu tun, aber wohl auch mit Versorgungslage und Geschichte.

In meiner Erinnerung wurde mit jeder Oberliga-Saison der Siebenjährige Krieg aufs Neue gefochten, durch die Pokalsiege von Dynamo revidiert, durch die Meisterschaften des BFC

wiederum bestätigt. Sie haben die energisierenden Feiern zu 750 Jahre Berlin noch vor Augen? Ich entsinne mich der selbstgemachten Auto-Aufkleber „781 Jahre Dresden“, die in jenem Jahr Mode wurden! Wie WICHTIG das vielen war. Die Historiker sprechen, glaube ich, von der „Sachsen-Renaissance“ der Achtzigerjahre.

Die Fernsehserie „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“: Arno Wyzniewski stiefelt als Friedrich II. in Sanssouci herum wie ein magenkranker Staatsbürgerkundeführer, Ezard Hausmann darf sich dagegen als Graf Brühl immer von zwei polnischen Schönheiten auf einmal das Brusthaar zerwühlen lassen, während er den wimmernden Rolf Hoppe beruhigt. In meiner Erinnerung fiel pausenlos der Satz: „Ob wir noch Geld haben? Selbstverständlich haben wir Geld, Majestät, kaufen Sie ruhig noch ein paar Sixtinische Madonnen!“ Und dann hat er halt wieder so ein nichtsnutziges Regiment dafür aufgelöst, denn die europäischen Partner würden einen schon raushauen, wenn man sie dafür gelegentlich bei den Swingerparties im Zwinger auf die Gästeliste setzt... Ich verkürze das auf die Aspekte, die bei mir davon ankamen. Vielleicht nicht schwer zu erraten, für wen ein Heranwachsender, der außerdem pazifistische Hippies beeindruckend findet und Museen schätzt, da die Daumen drückt.

Icke und Isch: Das war die erste Trennung der Welt in Die und Wir. Die – das waren die, die dauernd „wa“ sagten, Probleme mit dem Dativ hatten und Gs in Jots verwandelten.

Und wir? Wussten wir, dass wir eine, sagen wir: Färbung hatten? Der allererste Schock kam ja schon, als einen bereits in Leipzig, selbst Döbeln, keiner mehr verstand.

Willste ein Eis?

Nu!

Ok, also kein Eis.

Große Verwirrung, vermutlich Tränen.

Ich wusste als Kind nicht, dass unser „Nu“ mit dem tschechischen „Ano“, „ja“, verwandt ist.

Aber es ist auf der anderen Seite auch wiederum kein Wunder, wo auch fast alle Orts- und Familiennamen von den Slawen stammen.

Bei den Skinheads, die um 89/90 zum Beispiel im Jugendklub Dresden-Stetzsch herumhingen, habe ich mich manchmal gefragt, ob deren teilweise recht nachdrücklich beteuertes Deutschtum auch einfach aus der Verzweiflung rührte, dass man Stetzsch auf Deutsch eigentlich kaum aussprechen kann, starkes Sächsisch wiederum nur bedingt als Deutsch wahrzunehmen ist. Wer den Dialekt imitieren will, ist ja gehalten, den Unterkiefer vorzuschieben und es dann gewissermaßen raussuppen zu lassen wie überlaufendes Wasser. Auf die Sache mit den vorgeschobenen Unterkiefern wird zurückzukommen sein.

Keine Ahnung, wie ich damals geklungen habe. Der Sound bei uns am Elbhang war allenfalls schwebendes Hochsächsisch, aber sächsisch war er auch; mit der Sprachmelodie, der geschlossenen Tönung der Vokale, wurde man imprägniert, wenn man hier aufwuchs. Damals jedenfalls. Und dann war das, nach ein paar Monaten Studium in Hamburg, auf einmal weg, oder fast. Und das war schön und auch ein bisschen traurig. Heute habe ich das Gefühl, ich muss meinen eigenen Dialekt imitieren, wenn ich ihn sprechen will.

Die Steuerzahler der Freien und Hansestadt Hamburg haben mir mein Studium bezahlt, und auch wenn alle dort viel zu höflich waren, um das offen so zu sagen, ich habe durchaus mit-

bekommen, dass nicht alle Kinder dieses Bundeslandes begeistert darüber waren, wie viele von den beehrteren Numerus-Clausus-Studienplätzen an Abiturienten aus dem Osten gingen. Den Mauerfall würden die westdeutschen Linken aus dem akademischen Milieu dem Osten sowieso nie verzeihen. Aber auch im Rest der Gesellschaft war die anfängliche Willkommenseuphorie merklich verflogen. Als ich in den Westen ging, 1993, waren eher die Kosten ein Thema, denn die Bundesregierung hatte für das Land beschlossen, man schaffe das, und den Solidaritätszuschlag zur Dauerabgabe gemacht. Die barbarische Kultur der neuen Mitbürger ängstigte die Leute. Angela Merkel musste sich von Helmut Kohl, seiner Erinnerung nach, das Essen mit Messer und Gabel erklären lassen, und der Umgang mit denen, die von noch weiter aus dem Osten her in die Sozialsysteme eingewandert kamen, schien mitunter so pogromartig, als hätte die Aufklärung bei uns noch nicht stattgefunden. Der Osten stand für „Hoyerswerda“ und „Lichtenhagen“. Inzwischen waren „Solingen“ und „Mölln“ dazugekommen, und Mölln wie Solingen lagen eher im Westen, und die Anschläge dort waren am Ende noch mörderischer. Aber da hat halt nicht ganz normales Volk noch Beifall geklatscht. Jedenfalls nicht öffentlich.

Ich weiß noch genau: Es war auf dem Hans-Albers-Platz in Sankt Pauli, wo ich zum ersten Mal gehört habe, ich käme aus Dunkeldeutschland. Aus dem Mund eines Jungen, der längere Haare hatte als die Kirchenhippies, die am 13. Februar hier vor der Ruine der Frauenkirche ihre Mahnwache gehalten hatten und inzwischen tatsächlich von dubiosen Trachtenhanseln abgelöst worden waren, mir wollte scheinen, aus dem Westen.

Und ich glaube, es war vor der Universität, wo mir zum ersten Mal erklärt wurde, dass dieser Kult um die Frauenkirche ein nationalistischer Opfermythos sei, und zwar von einem Kommilitonen, der kürzere Haare hatte als die Skinheads aus dem Jugendklub in Stetzsch. „Bomber Harris, do it again!“ lachte er. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. („Bitte nicht“?) Und dann mussten wir rein, der Spanischkurs ging weiter.

Irritierend, das ausgerechnet in Hamburg zu hören. Der Stadt, in der alle Neonazi-Größen zu leben schienen, die damals dauernd in der Presse waren. Auf einmal sollte der Osten der Teil Deutschlands sein, in dem offenbar immer schon der Nationalsozialismus überwintert hatte, während die alte Bundesrepublik quasi rückwirkend zum eigentlichen Hort des Antifaschismus' wurde. Es war verblüffend. Da wurde ein seit frühester Kindheit geläufiges Bild komplett in sein Gegenteil gekippt.

Dass Bilder in diesem Sinne umkippen können, war aber etwas, das ich zur gleichen Zeit auch an der Universität lernen durfte.

Es gibt von Rubens ein Gemälde in der Münchener Alten Pinakothek, das den Titel „Der Raub der Töchter des Leukippos“ trägt. Hilaeira und Phoibe aufs Pferd gezerrt von Castor und Pollux. Das sieht man. Weil es der Titel so sagt.

Martin Warnke, einer meiner Professoren, schlug nun gestützt auf zeitgenössische Quellen eine genau entgegengesetzte Lesart vor: Was, wenn die Damen nicht auf die Pferde hinauf, sondern von den Pferden heruntergehoben werden? Was, wenn die Männer keine Vergewaltiger sind, sondern Gentlemen? Was, wenn das da gar nicht Hilaeira und Phoibe sind, sondern Personifikationen der beiden Niederlande, die nicht entführt, sondern in glücklichere Gefilde transportiert wurden, ein politisches Programmbild also?



Warnkes Deutung hat die bis dahin übliche nicht verdrängen können. Aber wenn man sie einmal kennt, kann man das Bild nicht mehr anschauen wie zuvor.

Hoch oder runter. Böse oder gut. Das Gemälde gehört seitdem für mich zur Kategorie der Vexierbilder. Wie die Zeichnung von der jungen Frau, in der man nie wieder nur die junge Frau wird sehen können, sobald man einmal entdeckt hat, dass es zugleich die Darstellung einer alten Frau ist. Das Auge will dann ständig wechseln, aber die wirkliche Zumutung ist der Versuch, beide Perspektiven gleichzeitig in den Blick zu nehmen, ohne dass einem schwindelig wird.

So ähnlich verhält sich das, meine These, auch mit dem Bild der Heimat. Auch das Image von Dresden tat pausenlos etwas, das man heute immer der Stimmung im Lande nachsagt: es kippte.

Kann es sein, dass diese hinreißende Stadt hier auch ziemlich befremdend wirken kann? Und lässt sich dann das, was so viele befremdet, trotzdem noch hinreißend finden?

2. Gemütlichkeit und Aggression

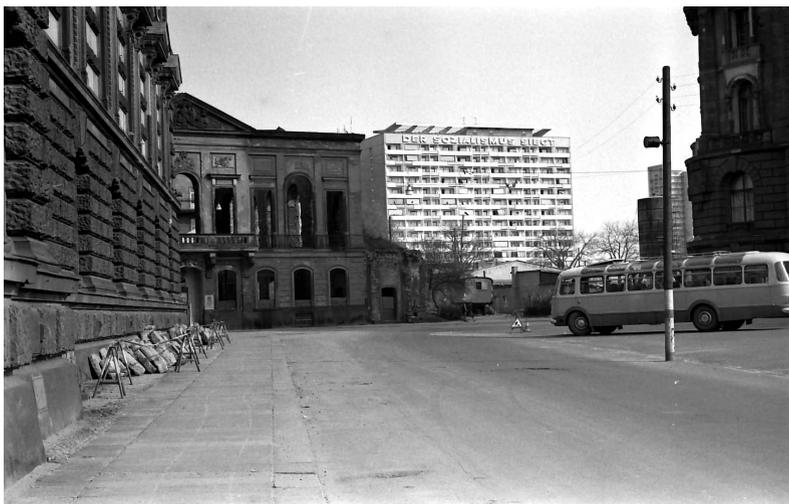
Wovon reden wir denn, wenn wir von Dresden reden? Von protestantisch sparsamen Bürgern oder einem prunkfreudigen katholischen Hof? Meinen wir eine Stadt des Barock? Oder nicht doch vielmehr eine der Romantik? Deren Altbaubestand in wesentlichen Teilen von um 1900 stammt? Die Hauptstadt des roten Sachsen oder die eines besonders braunen, Martin Mutschmanns Super-Gau?

Die sinnlos zerbombte Kulturstadt oder die hakenkreuzbeflaggte Falle, in der Victor Klemperer noch am Tag des Angriffs die Deportationsbefehle an die letzten verbliebenen Juden auszu- teilen hatte.

Das Alte Dresden in seiner Agonie oder die sozialistische Großstadt in ihrem Werden?

Die Planer wollten, dass man beides zusammensieht, als neue Fassung um eine alte Perle. Aber die meisten sahen es, wie im Vexierbild, als Entweder-Oder, als unversöhnte Antithesen.

Der verordnete Optimismus von „Der Sozialismus siegt“ oder die dialektal-dialektische Tatsachenfeststellung „Der Sozialismus siecht“?



Was sah man also, in dieser Stadt der Steinmetze und der Mikroelektroniker: eher die zugigen Brachen, die im Krieg gerissen, in der DDR freigeräumt und nach der Wende mit bunten Buden zugestellt worden waren – oder das, was stehen geblieben war, wiederhergestellt wurde, schon ganz wieder so aussah wie neu, also alt? Stadt halbleer oder halbvoll?

Mein Dresden war, Schicksal wie Eltern sei dank, der Elbhing in Loschwitz.

Aber welches Dresden hat ein westdeutscher Leihbeamter gesehen, der zwischen gerade erst hingeklotzten Plattenbauten untergebracht war, und von seinen Nachbarn trotzdem ständig gesagt bekam, wie schön er es habe?

„Die Dresdner fragen einen gar nicht, ob einem die Stadt gefällt“, hat Umberto Eco Mitte der Neunziger mal bemerkt. „Sie sagen es einem.“

Habe ich das auch so gehalten, wenn ich neuen Freunden aus dem Westen zeigte, wo ich herkam? Und ob.

Aber sprach das wirklich dafür, wie Umberto Eco schloss, dass es sich um eine besonders „selbstsichere Stadt“ handelte?

Für mich nicht.

Ich wusste, wo die Problemzonen lagen, von denen ich ablenken wollte.

Ich habe vor kurzem in einem Roman über die Jahre 1989 und 90 noch mal zu dramatisieren versucht, wie riskant es in der Zeit nach der Wende war, auf die Prager Straße zu gehen oder durch Viertel wie Johannstadt, wenn man als Jugendlicher habituell eher dem, wie man heute,

glaube ich, sagt: „links-grün versifften“ Milieu der Äußeren Neustadt entsprach oder mit dem Makel fremdländischer Herkunft geschlagen war.

Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass sich Dresden in diesen Dingen von Magdeburg oder Erfurt oder Rostock oder sonst irgendeiner Stadt damals im Osten wesentlich unterschieden hätte; in Berlin-Lichtenberg war mir mulmiger. Die Generation unserer Eltern hat die Scharmützel noch nicht mal richtig mitbekommen, weil die ganz andere Probleme hatte in jenen Jahren.

Ich hatte auch den Eindruck, dass die meisten einigermaßen die Kurve gekriegt hätten und nur in den Tälern des Umlandes eine Art Bodensatz hängen geblieben wäre. Und auch da hatte ich Hoffnungen auf den Zahn der Zeit. Denn der Gedanke, dass Leute auf ewig bleiben müssen, was und wie sie sind, ist mir zu rechts – selbst in Bezug auf die Rechten.

Aber als das Buch fertig geschrieben war, traten hier in Dresden die Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes auf die Straßen. Und was ab dem Moment los war, wissen Sie ja alle am besten.

Ich hatte zum ersten Mal im Dezember 2014 in der New York Times darüber gelesen, wo Dresden seitdem immerhin einen Stammplatz in der Auslandsberichterstattung hat. Ich habe es mir bei der ersten Gelegenheit selber angeschaut und meine Eindrücke aufgeschrieben, wodurch ich mir sicherlich auch den Vorwurf des dünnköpfigen „Lügenpresse“-tums eingehandelt habe, aber ich kann nur versichern, die Schilderung meiner Eindrücke war authentisch. Ich habe, fürchte ich, fast alle Kommentare und psychologischen Deutungen verfolgt, die aus der Sicht der Protagonisten vermutlich Diffamierungen sind, die den Botschafter prügeln, weil die Botschaft nicht passt und schon gar nicht der Ton.

Und ich habe vor allem die Dresdner im Ohr, die nicht so recht zu fassen schienen, wie da Montag für Montag das Bild gedreht wurde, dass sie selbst von ihrer Stadt hatten.

Kann es sein, dass die Gegendemonstrationen, wie ich höre, auch deswegen nie die nötige Masse gewonnen haben, weil vielen in dieser Stadt das genaue Gegenteil der Pegida-Parolen ebenfalls nicht ganz geheuer ist? Kann es auch daran liegen, dass der „Jargon der Welt-offenheit“, um das höhnische Wort von Frank Böckelmann mal aufzugreifen, manchmal tatsächlich etwas, sagen wir: formelhaft klingt; dass es erwachsenen Menschen widerstrebt, hinter bunten Luftballons herzulaufen? Und dass auch nicht alle sich willkommen fühlen hinter Transparenten, mit denen einerseits etwas undifferenziert und andererseits aber stramm durchgegendert gegen „Rassist*innen“ anmarschiert wird?

Mir ist so, als hätte ich verschiedentlich solche Signale hier empfangen.

Gleichzeitig aber auch Signale der Verbitterung darüber, dass diese wenigen so überproportional auf den Ruf der Stadt durchschlagen, während diejenigen, die sich natürlich auch in dieser Stadt dem Vorwurf des Gutmenschentums aussetzen, in der Außenwahrnehmung praktisch keine Rolle zu spielen scheinen.

Als Journalist muss ich da sagen: So ist das leider. Auch eine Art Vexierbild-Problem: Wir sehen tendenziell die 15 Prozent für die NPD in der Sächsischen Schweiz als Schlagzeile, nicht die 85, die etwas anderes wollen.

Und hier machen nun im Schnitt 8000 Leute, die zum Teil von weit draußen angereist kommen – aber eben auch vor dem Hintergrund, dass 500.000 Einheimische montags lieber zu Hause bleiben – Dresden für den Rest der Welt zu einem notorisch konservativen, immer schon fremdenfeindlichen Ort.

Als Beobachter aus der Distanz hatte ich außerdem den Eindruck, dass auch die alten Ressentiments gegen den Osten wieder im Spiel waren, die einzige Art von Chauvinismus, die in der Bundesrepublik noch fast uneingeschränkt salonfähig ist: Dunkeldeutschland, Tal der Ahnungslosen, erstmal selber wieder in die Kirche gehen... So, als ob es im Ernst um Frömmigkeitswettbewerbe wie zu Zeiten der Konfessionalisierung gehe und nicht vielmehr darum, darüber doch eigentlich hinweg sein zu dürfen.

Das Dresden-Bashing schien mir zum Teil die gleichen Züge zu haben wie das, was es kritisieren wollte: der Stadt hier wurde da ein angeblich tiefsitzender, quasi in die DNA eingebauter Hang zum aggressiven Konservatismus und zur Abwehr allen Fremdens nachgesagt, der durch den Nationalsozialismus im Dritten Reich, dann durch den ebenfalls eher nationalen Sozialismus in der DDR und schließlich durch die selbstzufriedenen Erbgemeinde der sächsischen CDU immer nur bestätigt worden sei und jetzt fast schon folgerichtig diese Früchte trage. Solche essentialistischen Hoffnungslosigkeiten gingen mir schon aus eigener Betroffenheit gegen den Strich. Andererseits bin ich jetzt so häufig gefragt worden, ob hier irgendetwas besonderes im Grundwasser sei – irgendwelche Amphetamine vielleicht, die den Leuten hier dermaßen Beine machen – dass ich diese Seite des Vexierbildes Dresden wohl eben doch mal ins Auge fassen muss.

Es ging dabei gar nicht nur um die Wutlust, mit der hier jeden Montag „beleidigte Sachsen im Kreis rennen“, wie ein Kollege neulich schrieb. Es ging auch um die Vehemenz, mit der in dieser Stadt schon über die Waldschlösschenbrücke gestritten wurde. Wo hat man das, dass sich Familienväter, Barträger, Diplomingenieure über Städtebauliches buchstäblich an die Gurgel gehen?

Auch hier wieder der Eindruck, dass beide Seiten zwei völlig verschiedene Dresdens sahen. Die einen sprachen von Sichtachsen durch das Elbtal, die anderen vom Berufsverkehr.

Ich sitze also in Brooklyn, verfolge die deutschen Debatten, frage mich, ob da was dran ist, an all den Thesen von den beleidigten, narzisstisch gekränkten Sachsen, bin darüber fast selber ein bisschen beleidigt, gehe zum Bücherschrank, wo immer auch ein paar Dresdner Hefte aus dem hiesigen Geschichtsverein stehen, blättere ein bisschen und muss meistens leider sagen: Ganz aus der Luft gegriffen scheint es nicht.

Theodor Fontane, der in den 1840er Jahren mal eine Weile in Dresden als Apotheker gearbeitet hatte, schreibt in seinen Erinnerungen „Von zwanzig bis dreißig“, es gebe zwei grundsätzliche Typen hier, erstens „den Kaffeesachsen, also den sentimental-sächsischen Typus“ und zweitens einen „energischen, leidenschaftlichen, zornig verbitterten“.

Nun hat die zornige Verbitterung eine durchaus wechselhafte Presse. Während der Wutbürger zum stehenden Spottbegriff in Deutschland wurde, flocht Peter Sloterdijk dem Thymos als Antriebskraft des Lebens neue theoretische Kränze. Ich hatte immer annehmen wollen, dass der spezifisch sächsische Thymos, der Dymos sozusagen, vorrangig im trotzigen Ummodellieren von politischen Kränkungen zu Kunstsinn und Gewerbefleiß bestanden hätte. Aber man stößt schon auch auf beeindruckende Traditionen der Misllaunigkeit.

Wo immer man in die Geschichte dieser Stadt hineinliest, bestätigt sich eigentlich, was schon der Augenschein lehrt, wenn man hier entweder mit Herzlichkeit oder mit barscher Ablehnung geradezu überschüttet wird: Es gibt beides, eine Tradition der Engherzigkeit und eine Sehnsucht nach Harmonie, die beide auf Ortsfremde, wie ich gemerkt habe, manchmal etwas extrem wirken.

Oder, um es mal mit Victor Klemperers Tagebucheintrag vom 27.7.1938 zu sagen: „Letzten Sonntag war Bautzen geplant: Hinter dem Weißen Hirsch, ein paar hundert Meter vor und tief unter der nächsten Tankstelle, versagt der Wagen. Dort langes Herumarbeiten. Danach flott. Reichliche zwei Stunden verloren, nur noch Spazierfahrt, Seitenwege auf Radeberg zu, über Heidemühle zurück. Immer wieder: die wunderschöne Landschaft bei Dresden. Aber die Ekelfiguren beim Weißen Hirsch: „Der Hirsch verjagt den Juden.“ Und gerade hier die allerfreundlichste Hilfe, und jede Bezahlung abgelehnt.“

Kann es sein, dass diese Stadt eine einzige Kippkarte ist?

Es war der Sommer 2015, als sich diese Dresdner Dichotomien mit den amerikanischen zu vermischen schienen, die ich beruflich zu beackern hatte.

Im Sommer 2015 wurden in den USA vor allem zwei Themen diskutiert. Das erste: Donald Trump, der Immobilienmilliardär mit der gelben Badeentenfrisur, strebt im Ernst die Präsidentschaft an und halb Amerika schien, zumindest spaßeshalber, zu finden: „Endlich sagt mal einer, wie’s ist.“ Trump galt mit seinen Ausfällen gegen Mexikaner, Moslems, Frauen, gegen das politische Establishment und eigentlich gegen alles und jeden als, tja: erfrischend, wie bei einem Hoffnarr oder Clown, als erlösendes Gegengift zur Political Correctness, die von vielen als ein politisch verordnetes Sprechverbot empfunden wird, gegen welches das Recht auf freie Meinungsäußerung durch möglichst drastische Anwendung verteidigt werden müsse, woraufhin der Schutz vor Beleidigungen allerdings oft wiederum an Plausibilität gewinnt. Das andere Thema waren Studentengruppen, die an Amerikas Universitäten auf eine Radikalisierung dieser Redekonventionen drängen, die in den Neunzigern durchgesetzt wurden, um die Minderheiten vor diskriminierenden Äußerungen zu schützen. Da sich aber das, was als verletzend empfunden wird, offenbar immer seine Schleichwege sucht, während sich gleichzeitig die Empfindlichkeiten verfeinern, sollen die Sprachzäune nun so engmaschig werden, dass selbst linksliberalste Professoren inzwischen Beklemmungen äußern und Comedians die ehemals sehr comedy-freudigen Universitäten inzwischen lieber meiden aus Angst, jemand könnte sich beleidigt fühlen – oder auch nur stellvertretend das Gefühl haben, dass andere sich beleidigt fühlen könnten, und eine karrierebeendende Entrüstungskampagne entfachen.

Diese beiden Themen schienen Antworten aufeinander zu sein. Die einen verlangten eine normative Sprache, die nach Möglichkeit Tatsachen schafft, so wie sie ihrer Meinung nach sein sollten. Die anderen dürsteten nach einer Sprache, die den Tatsachen entspricht, so wie sie deren Ansicht nach nun einmal sind.

Im Amerikanischen kündigt man solche Anfälle von Klartext ironisch an: „Pardon my French“. Im Deutschen sagt man „Auf deutsch gesagt...“ – „deutsch“ oder als Steigerung: „gut deutsch“ hier im Sinne von nicht französeld zivilisiert, sondern volkssprachlich derb.

Es begab sich nun aber zu der Zeit, als ich über das Feinjustieren der Sprachventile an den höchsten Eliteuniversitäten Amerikas schrieb, dass sich mit rohrbruchhafter Heftigkeit ein anderes Ventil öffnete, und das befand sich eher unten: Vor einem Baumarkt, der Flüchtlingsunterkunft werden sollte, in Heidenau bei Dresden in Sachsen. Sie wissen, wovon ich rede. Dieser offensichtlich geradezu erleichternd aus einer unbekanntenen Anwohnerin herausgewütelte kommende Verwünschungsdurchfall wider die Bundeskanzlerin ist um die Welt gegangen.

Mich ließ dieses enthemmte Ultrasächsisch an den aggressiven Provinzialismus jener Leute denken, die in den USA als Rednecks bezeichnet werden, konservatives weißes Landproletariat, dem die Sonne den Nacken verbrannt hat, das republikanisch wählt, manchmal Bürgerwehren bildet, die an der Grenze zu Mexiko auf Patrouille gehen, und manchmal auch einfach nur ihre Pick-up-Trucks mit rußigen Kohleöfen ausrüstet, um japanische Kleinwagen mit Hybrid-Antrieb und Obama-Aufklebern am Heck zur Strafe ein wenig einzunebeln.

Politically Incorrect stand, als ich das letzte Mal an einer vorbeikam, auch an der Bühne einer der Pegida-Kundgebungen. Soweit ich weiß, ist das der Name eines deutschen Online-Magazins.

Ich war mal wieder zu Gast und hatte eine Lesung am Neumarkt zu absolvieren, und während ich von den Demonstrationen im Herbst 89 las, drang von draußen, wie in einer historischen Zeitschleife, der Ruf, sie seien das Volk. Er schien nur im Ergebnis diesmal gar nicht so sehr für repräsentative Breite zu stehen, als für eine soziale Standesangabe: Wo wir sind, ist unten. Die restliche Bevölkerung schaute durch die Scheiben wie auf etwas Unfeines.

Und das war Montag nach dem Wochenende, an dem Angela Merkel ihren Frauenkirch-Moment gehabt hatte, mit den Tausenden im Bahnhof von Budapest. Es war nach dem Wochenende, an dem das Fernsehen wieder und wieder Bilder gezeigt hatte, in denen ein Teil der Deutschen Menschen in Not erkannte, ein anderer aber eine Invasion. Und ein dritter Teil womöglich beides auf einmal, die schwindelerregendste Variante.

Was, wenn bei Merkels Entscheidung auch die Bilder von hier eine Rolle gespielt haben, die Bilder von den Protesten in Meißen, Freital, Heidenau; die Bilder von Dresden am Montag? Was wenn auch die, vorsichtig gesagt: umstrittene Entscheidung, danach alle Tore weit offen zu lassen, damit zu tun hätte? Was vor allem, wenn diejenigen, die damals mit Blumen und Plüschtieren an den Bahnhöfen standen, auch deswegen so euphorisch *Willkommen* gerufen haben, weil sie gleichzeitig so laut wie möglich *Tschüss* sagen wollten, nämlich zu den Bildern aus Dresden und Umgebung?

Was also, wenn der tiefe Riss durch diese Stadt hier, sich inzwischen im ganzen Land abbildete – spätestens seit sich die Bilder der Übergriffe von Köln darübergerlegt haben und sich in der ganzen Bundesrepublik die Ränder anbrüllen und die Mitte hin und her gerissen ist.

Was dann?

Dann hieße das, dass Dresden, ausgerechnet, mal Avantgarde war und im letzten Jahr schon dort, wo heute der Rest von Deutschland ist.

Es hieße, dass Dresden als die eigentliche Hauptstadt eines Landes dastünde, das heute tatsächlich eher sächsisch wirkt als preussisch: geschrumpft und militärisch harmlos, dafür fleißig, gefallsüchtig und immer von dem Gefühl geplagt, dass irgendwer diese Gutmütigkeit ausnutzt, daher mit Anflügen eruptiver Aggressivität.

Es ist jetzt oft von Weimarer Verhältnissen die Rede deswegen, und in der Tat wirkt manches aus der Ferne wie die Inszenierung eines Themenparks Geschichte.

Ich weiß allerdings nicht, ob es so viel ermutigender ist, wenn ich Ihnen sage, dass sich diese deutschen Verhältnisse genauso gut auch in den amerikanischen spiegeln, wo der Riss schon länger durch die Gesellschaft geht. Wo der Hass auf das politische Establishment in Washington schon zum Wahlkampfstandard gehört. Wo die republikanischen Präsidentschaftsanwärter im Fernsehen so detailliert über den Ausbau der Mauer zu Mexiko nach Berliner Vorbild diskutieren, dass Frau Petry feuchte Augen bekommen müsste. Und wo dementsprechend die Reaktionen auf die deutsche Flüchtlingskrise von verblüfftem Lob für

Angela Merkel und die sogenannte Willkommenskultur bis zu blankem Unverständnis und offenem Hohn reichen.

Wobei sich beide Seiten interessiert zurücklehnen wie bei einem Footballmatch, auch Merkels Sympathisanten. Helfen, etwas von der Last abnehmen, kommt hier keinem in den Sinn. Von den vier Millionen Syrern, die der Krieg vertrieben hat, haben die USA ganze 2647 aufgenommen. Stand 20. Januar. Quelle New York Times. 0,06 Prozent.

Und nicht wenige Gegenden weigern sich aus Sicherheitsgründen, überhaupt Muslime aufzunehmen.

Bisschen schwach für das größte Einwanderungsland der Welt, das noch dazu den Mittleren Osten erst in sein Chaos wesentlich mit hinein getrieben hat.

Aber Immigration heißt in den USA tatsächlich das genaue Gegenteil von offenen Grenzen. Immigration heißt auch im ultraliberalen New York zunächst mal Passkontrolle, Personaliaufnahme, Fingerabdrücke, Fragen, was man so vorhabe im Land.

Wer jetzt bei den Herausforderungen für Deutschland immer auf das Vorbild des Einwanderungslandes USA verweist, muss wissen, dass die Antworten von hier ein bisschen unsentimentaler ausfallen.

An der Freiheitsstatue steht zwar „Gebt mir Eure Müden, Eure Armen... den elenden Unrat Eurer gedrängten Küsten“, aber das verhielt sich zu den Gegebenheiten auf der Quarantäneland Ellis Island und erst recht dann in Brooklyn nach allem, was ich weiß, auch damals schon wie das Pathos eines Hollywoodfilms oder einer Kirchenpredigt zur Nüchternheit des Wall Street Journal. Es ist schon immer wieder beeindruckend, wie stark Sonntagsreden und Montags-bis-Samstags-Praxis in Amerika kontrastieren können – aber vermutlich eben doch in einer am Ende ganz listigen Dialektik aufeinander bezogen bleiben.

Die Geschichte der Einwanderung in die USA ist lang und komplex. Aber sie gleicht, soweit ich sehe, eher nirgendwo einem ökumenischen Kirchentag und hat zwei verschiedene Modelle hervorgebracht: Die Salatschüssel von Brooklyn, wo nach einem Jahrhundert der teils erbitterten Territorialkämpfe die verschiedenen Einwanderergruppen nun halbwegs friedlich aneinander vorbeileben, bis sie von weißen Mittelschichtsfamilien mit organic angelsächsischem Protestantenhintergrund verdrängt werden.

Oder den sogenannten Schmelztiegel, in dem zum Beispiel die größte Einwanderergruppe vollständig aufgegangen ist, die Deutschen. Die hatten immer als fleißig gegolten, wenn auch als erstaunlich gefräßig, und ihre hässliche Blasmusik störte den angelsächsischen Sonntag, aber bis zum Ersten Weltkrieg sprach man deutsch in Amerika, nicht zuletzt in New York. Dann nicht mehr. Die USA erzwangen Loyalität. Und die Deutschen wollten auch gern zu Amerikanern werden.

Mit deutschen Wurzeln – und oft auch noch zig anderen.

Was Deutschland, Sachsen, Dresden, hier für seine aktuellen Herausforderungen lernen könnte, muss ich anderen überlassen.

Sie merken, mir geht das Apokalyptische genauso ab wie pädagogisierender Aufmunterungskitsch. Ich fühle mich eher fürs Schildern dessen verantwortlich, was ich sehe.

Weil das hier aber vom Ort und Termin her ganz klar den Tatbestand einer Sonntagsrede zu erfüllen hat, ist jetzt zum Abschluss vermutlich noch irgendeine Art von Vorausblick von mir gefragt, eine Vision, ein Wunsch.

Vielleicht ist ja schon etwas damit gewonnen, wenn diejenigen, die hier in Sachsen am liebsten gar keine Fremden hätten, endlich begreifen, dass dadurch vor allem sie in der Bundesrepublik als fremd und unintegriert und im Notfall rausschmisswürdig dastehen. Vielleicht hilft es aber auf der anderen Seite auch, wenn von „refugees“ nicht mehr geredet wird, als handele es sich um Monchichis.

Und wenn ich mir wirklich was wünschen dürfte, dann vielleicht dies: Dass sich das Bild dieser Stadt noch einmal umdrehen ließe. Dass man das, was man zu kennen meint, noch mal ganz neu anschaut und prüft, ob es nur ein Modell für das Problem abgibt oder nicht vielleicht, irgendwie, wie auch immer, für eine Art von Lösung, weil ja am Ende doch vor Ort gelöst werden muss, was auch immer im Kanzleramt so entschieden oder eben auch nicht entschieden wird.

Von mir aus mit vorgeschobenen Unterkiefern, von mir aus gerne mit ortsüblicher Wut. Energie wird es ja wohl brauchen. Warum schaffen die es, eine Frauenkirche wieder aufzubauen, aber nicht den Ruf ihrer Stadt, werde ich in Bezug auf die Dresdner manchmal gefragt. Mir wäre übrigens egal, woher jemand kommt, solange er seine Kinder sächsisch sprechen lässt. Die aus Westdeutschland Zugezogenen tun es ja leider nicht.

Wie wäre es, wenn man in Dresden plötzlich wirklich erkennen würde, als was es sich äußerlich immer schon gerne geriert hat: ein München des Ostens. Immerhin ist München die Großstadt, die einen der größten Ausländeranteile von allen wegsteckt, aber trotzdem keine nennenswerten Ghettos hat, sicher ist, auch stolz und schön und bisschen konservativ und selbstverliebt und sehr eindeutig nicht Berlin – aber auch deutlich selbstsicherer dabei. Ich weiß nicht, ob das wirklich daran liegt, dass die Münchner so viel fester im Glauben sind.

Hätte ich was dagegen, wenn die Tabakmoschee von Yenidze tatsächlich eine Moschee würde? Wenn ich mir was wünschen dürfte, würden die Muslime da halt nur genauso selten hingehen wie hier die Christen in die Kirchen. Weil ganz einfach zu viel Besseres zu tun ist. Denn was ich mir am dringendsten wünsche, ist selbstverständlich dies: Dass niemals das süßliche Säuseln der Salafisten irgendein Ohr erreicht, weil immer, jederzeit sehr laut und in welcher Sprache auch immer irgendwer erklärt, wie schön man es hier hat, in Dresden, auf Erden.

Ich weiß, leider, wie realistisch das ist.

Aber hier geht es ja jetzt ums Wünschen.

Und die „Definition/Dessen, was Glück ist“ steht geschrieben beim eingangs erwähnten Heinz Czechowski:

„Auf einer Bank sitzen
In Brockwitz am Strom
Wo einst das karolingische Großreich
Endete, so wie
Alle Träume einst enden;
Eine Flasche
Unverschnittenen Traminer im Blut,
Sachsen im Herzen,
Im Herzen der Welt,
Wenigstens meiner.“

Wenn meine Bank in Loschwitz stehen dürfte, unter der Manhattan Bridge von Dresden, dann bräuchte es noch nicht mal den Wein.

Dresdner Reden 1992 – 2015

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow – Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weißenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rösen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Prof. Dr. Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

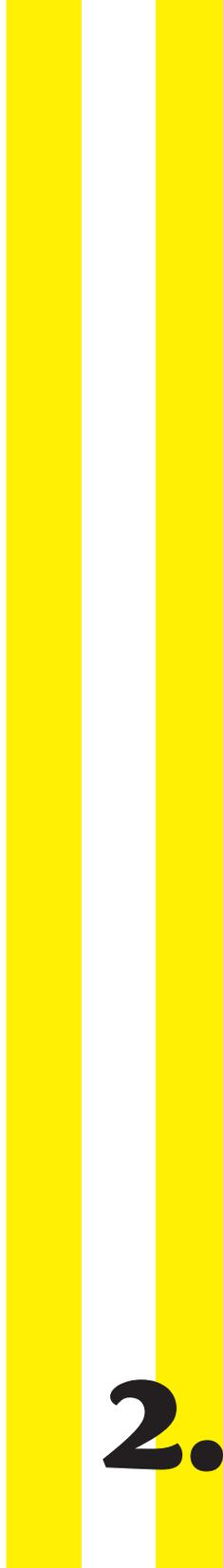
2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

Spielzeit 2015/2016 Herausgegeben vom Staatsschauspiel Dresden → Intendant: Wilfried Schulz → Gestaltung: Andrea Dextor

Textnachweis Alle Rechte liegen bei den Rednern.

Bildnachweis Seite 7: Caspar David Friedrich „Das Große Gehege bei Dresden“ © Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Foto: Jürgen Karpinski → Seite 12: Peter Paul Rubens, Raub der Töchter des Leukippos. Aus der Düsseldorfer Galerie, Inv. Nr. 321; im Fotoarchiv der Alten Pinakothek München angefragt → Seite 13: Der Pirnaische Platz, Dresden: https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Hochhaus_Pirnaischer_Platz?uselang=de#/media/File:Der_Sozialismus_siegt_69_Kurl%C3%A4nder_Palais.jpg



2.2016